

23]

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Meine Mission in Odessa war nun beendet, und ich konnte ruhigen Herzens abreisen. Ich bedankte mich nochmals bei Ossip und nahm von ihm Abschied.

Zu Hause angekommen, beschloß ich, von der Anforderung Kretschmanns, ihn zu besuchen, doch Gebrauch zu machen. Es hatte sich bei ihm eine kleine Gesellschaft eingefunden. Ich merkte, daß er sich mir gegenüber die größte Mühe gab, zuvorkommend und lebenswürdig zu sein. Seine Frau war eine sehr sympathische Dame, zart, mit weichen Zügen, der gerade Gegensatz zu ihrem Manne. Als die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen wollte, wandte sich Frau Kretschmann an mich:

„Sind Sie schon lange hier? Ach ja! Jetzt entsinne ich mich; Sie sind der junge Mann, von dem mir mein Mann erzählt hat. Sie suchen hier eine Stelle, nicht wahr? Mein Mann möchte sehr gern, daß Sie hier bleiben und ihm helfen. Er schwärmt von Ihnen.“

„Das wundert mich,“ bemerkte ich, „denn Ihr Gatte kennt mich doch viel zu wenig, um für mich schwärmen zu können.“

„Ja, aber er hat doch so viel von Ihnen gehört. Er weiß, daß Sie schon lange tätig sind, weiß auch, was Sie alles geleistet haben. Sie haben ja sogar eine große Druckerei gehabt. Nicht wahr?“

„Meine Leistungen sind noch sehr gering,“ war meine Antwort, „ich interessiere mich bloß für die revolutionäre Bewegung und gehöre noch keiner Partei an. Die Druckerei ist ein Phantasiegebilde von irgend einem guten Freunde.“

„Nein, nein, seien Sie nicht so bescheiden. Ich weiß alles.“

Es hatte mich unangenehm überrascht, daß Frau Kretschmann von meiner Tätigkeit Kenntnis hatte. Wer hatte geplaudert? Positives konnte ja selbst mein Freund kaum erzählt haben, aber auch die Vermutungen, die er, wie es schien, Kretschmann mitgeteilt hatte, paßten mir nicht. Bei der ersten besten Gelegenheit fragte ich meinen Freund, ob er Kretschmann etwas von mir erzählt habe. Mir sei das unangenehm, weil ich nicht allein an der Arbeit beteiligt sei und Kretschmann noch viel zu wenig kenne.

„Ich habe ihn auch gar nichts Besonderes mitgeteilt,“ erwiderte mein Freund, „ich habe ihm bloß gesagt, Du arbeitest sehr tüchtig. Wir nähmen beide verschiedene Standpunkte ein, und Du trägest Dich mit dem Gedanken, eine große Druckerei zu eröffnen. Das ist aber auch alles, und ist doch um Gottes willen nichts Schlechtes.“

Sonderbar, dachte ich, daß Kretschmann aus diesen leichten Andeutungen sofort solche Schlüsse gezogen hat. — Der Mann gefiel mir überhaupt nicht recht.

Die Gesellschaft war endlich aufgelöst. Man sprach über die besten Methoden und Wege, die Propaganda unter den Arbeitern zu fördern. Die meisten standen, wie Kretschmann und mein Freund, auf dem Standpunkt, daß der Arbeiter sich erst durch ökonomische Streiks organisieren sollte. Jetzt schon politische Forderungen zu stellen, würde ein Wahnsinn sein. Denn noch rege sich nichts in der bürgerlichen Gesellschaft, und es sei zu gewagt, wenn ein einziger Stand — die Arbeiter — plötzlich mit politischen Forderungen hervorträte. Dazu sei er noch nicht mächtig genug. Ich dagegen betonte trotz des Widerspruches, daß den Arbeitern mit einer rein ökonomischen Propaganda nicht gedient sei. „Gewiß gebe ich zu, daß die übrige bürgerliche Gesellschaft sich noch fast gar nicht rührt. Wir dürfen aber ein Symptom nicht aus dem Auge lassen: Das ist die Studentenbewegung. Sie können wir durch Agitation zu einer politischen machen und mit der Arbeiterbewegung verschmelzen. Uebrigens wird sie auch ohne unser Zutun über kurz oder lang von selbst aus den engen akademischen Grenzen durch die Regierung hinausgedrängt werden und auf das politische Gebiet übergehen, und die Maßregeln gegen die Studenten werden uns neue Agitatoren bringen. Vor allem aber ist es notwendig, daß wir die Arbeiter über ihre Rechtlosigkeit, über den politischen Druck und die Notwendig-

keit, Wandel zu schaffen, aufklären. Was nützen uns alle die ökonomischen Streiks und die Vorlesungen über die ökonomische Lage der Arbeiter in Westeuropa, wenn wir die Arbeiter nicht aufklären, wie wichtig, wie notwendig die politische Freiheit dazu ist? — Uebrigens, warum eifere ich mich? Die Geschichte wird schon lehren, daß ich recht habe, denn glaubt mir, Kameraden, die Arbeiter werden aus ihrer Mitte selbst politische Agitatoren hervorbringen, die uns über den Kopf wachsen, und Ihr werdet hinter der Bewegung zurückbleiben.“

„Erlauben Sie,“ erwiderte Kretschmann, „Sie befinden sich im Irrtum, wenn Sie meinen, daß wir uns bloß mit der ökonomischen Aufklärung der Arbeiter befassen. Selbstverständlich sprechen wir oft davon und beweisen ihnen an Tatsachen, wie nötig die politische Freiheit ist. Sie sind aber offenbar einer der Optimisten, die glauben, daß die politische Freiheit des russischen Volkes schon bald kommen werde. In dessen die Geschichte macht keine Sprünge, und wir müssen warten, bis die Zeit gekommen ist. Doch hält uns das nicht ab, genau dasselbe, was Sie fordern, zu treiben, nur daß wir das noch nicht so in den Vordergrund stellen. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen: bleiben Sie hier. Ich habe Ihnen schon angeboten, Ihnen eine Stelle zu verschaffen. Hier ist ein großes Wirkungsfeld, und eine Kraft wie Sie brauchen wir. Ihr Feuer und Ihre Energie werden hier besser wirken, als wenn Sie von Ort zu Ort wandern, wie Sie es jetzt tun.“

„Ich reise gar nicht von Ort zu Ort,“ antwortete ich gereizt. „Ich wohne schon seit langem in einer und derselben Stadt und habe dort auch meine Tätigkeit.“

„Daß Sie tätig sind, bezweifelte ich nicht,“ sagte Kretschmann. „Ich wußte nur nicht, daß Sie einen ständigen Wohnort haben. Es wäre ja von großem Interesse für uns, wenn Sie uns erzählten, wie Sie und Ihre Kameraden dort die Propaganda und die Agitation treiben.“ Ich lehnte das für diesen Abend ab, versprach aber, demnächst in einer der Arbeiterversammlungen darüber zu reden.

Auf dem Rückwege fragte mich mein Freund: „Was hast Du eigentlich gegen Kretschmann? Du bist zu mißtrauisch gegen ihn. Ich habe Dich noch nie so geheimnisvoll und mißtrauisch gesehen! Er ist ein tüchtiger Arbeiter, hat hier sehr viel geleistet, und Du hast keinen Grund, an ihm zu zweifeln.“

„Das tue ich auch gar nicht,“ erwiderte ich. „Ich kenne aber den Menschen noch nicht gut genug und werde doch nicht dem ersten besten Sachen erzählen, an denen ich nicht allein beteiligt bin.“

An einem der nächsten Tage traf ich eine kürzlich angekommene alte Bekannte, eine Freundin Andreeffs. Sie war sehr erstaunt, mich hier allein zu finden. Wir sprachen über dieses und jenes und kamen auch auf Kretschmann. „Was haben Sie für einen Eindruck von ihm?“ fragte mich Frau Sophie.

„Er scheint ein ganz tüchtiger Arbeiter zu sein,“ antwortete ich, „aber großes Vertrauen habe ich nicht zu ihm. Ich weiß nicht warum.“

„Haben Sie schon etwas von ihm gehört?“ fragte sie weiter.

„Ich erinnere mich dunkel, daß Petroff früher einmal von einem Manne gesprochen hat, der in Odessa tätig sei, und den man im Verdacht habe, in Polizeidiensten zu stehen. Ob es nun Kretschmann ist oder jemand anders, bei Gott! — das weiß ich nicht.“

„Ich habe auch ein Mißtrauen, und ein mehr begründetes, gegen ihn,“ sagte Sophie. „Er hat schon zweimal eine sonderbare Rolle gespielt. — Obwohl Sie mir gegenüber Geheimnisse hegen und mir nicht gesagt haben, warum Sie hier sind, will ich Ihnen doch sagen, warum ich hier bin. Sie haben gehört, daß vor vier Monaten viele Verhaftungen vorgenommen worden sind. Unter anderen sind auch meine Schwester und ihr Mann verhaftet worden. Ich habe erst vor kurzem Nachricht erhalten, daß sie im Gefängnis sitzen, und bin hierher geeilt, um eine Unterredung mit ihnen zu erwirken. Vielleicht gelingt es mir. Vorläufig habe ich aber etwas sehr Interessantes erfahren! Bei der Verhaftung meiner Schwester spielt nämlich Kretschmann eine Rolle.“

Er ist gleichzeitig mit allen anderen verhaftet worden, saß aber bloß zwei oder drei Tage im Gefängnis. Das wäre ja an sich nicht so merkwürdig, sonderbar ist es nur, daß es mit ihm schon zum zweiten Male so geht. Hier in der Stadt lebt ein kleines Fräulein, das uns stets geholfen hat; sie ist keine Revolutionärin, — sie sympathisiert nur mit uns; von der habe ich noch andere merkwürdige Geschichten gehört, die vollkommen glaubwürdig sind. Als Kretschmann zum zweiten Male mit den anderen verhaftet wurde, mußte außer den Verhafteten bloß eine Studentin, wo die Koffer mit der verbotenen Literatur versteckt waren. Wie ich schon gesagt habe, wurde Kretschmann nach zwei Tagen entlassen. Er suchte die Studentin auf, überbrachte ihr einen Gruß von den Verhafteten und sagte, man solle sehr vorsichtig sein, denn die Polizei hätte offenbar eine Ahnung, wo die Koffer stecken. Wäre es nicht besser, meinte er, wenn Sie und ich die Broschüren und Bücher wo anders hindrächten?

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Gewerbe in Altperu.

Als die spanischen Eroberer nach der Entdeckung der neuen Welt mit ihren heutigetierigen Scharen in die alten Kulturreiche Mittelamerikas und der Westküste Südamerikas eindringen, da war es nicht nur die blinde Zerstörungswut, nicht nur die nach verborgenen Schätzen spärende Bereicherungssucht, denen die alte tausendjährige Kultur der Eingeborenen zum Opfer fiel. Mehr noch als die rohe kriegerische Vernichtungslust und der Durst nach Gold, trieb der Haß gegen die ihnen von dem religiösen Fanatismus ihrer Priester als Teufelswerk denunzierte fremdartige Kultur die spanischen Kohorten zur Vernichtung der alten Kunstschätze, die sie auf ihren Eroberungszügen vorfanden. Um die Eingeborenen gefügig zu machen für die neue Religionslehre und die neuen Sittlichkeitsbegriffe, die ihnen die bekehrungswütigen Dominikaner-, Franziskaner- und Augustinermonche aufzuzwingen suchten, zerstörten die Eroberer und ihre Nachfolger nicht nur alle Gegenstände, die mit dem alten Kultus zusammenhängen, sondern auch viele sonstigen Erzeugnisse der früheren Kultur, an denen das Herz der Indianer hing. Es sollte ihnen gewissermaßen die Erinnerung an eine frühere bessere Zeit genommen, ihre Sehnsucht nach der Wiedertehr der alten Zustände erstickt werden, damit sie sich um so williger unter das ihnen von ihren neuen spanischen Herren auferlegte Joch beugten. Dennoch sind in unseren Museen viele Ueberbleibsel der altindianischen Welt zu finden, die in die Kunst und Technik, teilweise auch in das häusliche und gesellschaftliche Leben der altamerikanischen Kulturvölker tiefe Einblicke gestatten. Besonders aus Altperu enthalten die ethnologischen Museen manche Kunstschätze. Das ist dem Zusammenwirken zweier Umstände zu danken. Erstens der Sitte der das peruanische Küstengebiet bewohnenden Stämme, ihren Toten alles das ins Grab mitzugeben, was in ihrem Leben ihr persönliches Eigentum gewesen war und woran ihr Herz gegangen hatte; zweitens den besonderen klimatischen Verhältnissen der Küstenregion. In dem sandigen, vielfach stark salpeterhaltigen Boden jener Gebiete, in denen nur höchst selten Regen fällt und die Wasserzufuhr fast ausschließlich durch die von den Höhen der Cordilleren herabfließenden Flüsse erfolgt, waren die Leichen und ihre Beigaben dermaßen vor Vermoderung geschützt, daß sich die Holzgegenstände wie die feinsten Gewebe und Federmosaiken aus ältester Zeit in wunderbarer Weise erhalten haben.

Eine höchst wertvolle Sammlung solcher Gräberfunde hat zur Zeit das Museum für Völkertunde im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums in der Prinz Albrechtstraße ausgestellt: eine Sammlung, die besonders in künstlerischer Hinsicht viel Wertvolles enthält. Unter den Fachgelehrten galten die Schätze des Berliner Museums für Völkertunde an altperuanischen Altertümern schon bisher als höchst wertvoll. Als das große Totenfeld von Ancon umgegraben wurde, erwarb das Museum einen beträchtlichen Teil der dortigen Funde, dazu kam vor einigen Jahren die reichhaltige Dacklersche Sammlung, und nun hat ein ungenannter Gönner dem Museum auch noch die wertvolle Sammlung geschenkt, die ein Herr Greßer aus Hannover während seines 33jährigen Aufenthaltes in Lima zusammengebracht hat.

Ein Teil dieser Greßerschen Sammlung ist es, der zurzeit im Kunstgewerbemuseum ausgestellt ist. Zumeist besteht er aus Gegenständen, die in der Nähe von Lima, in den Huacas (sprich: Wäkas) den Geschlechts-Massengräbern, von Pachacamac (sprich: Patschacamac) gefunden worden sind; doch befinden sich unter der Sammlung auch viele Funde aus anderen Gegenden des peruanischen Küstengebietes von Nasca bis Trujillo. Dagegen fehlt das Hochland von Cuzco und das Gebiet des Titicaca-Sees, des Stammes der Inkas. Es ist also nicht richtig, wenn in einigen Blättern die Ausstellung als ein Zeugnis für die Inkafultur bezeichnet wird. Die ausgestellten Gegenstände stammen vielmehr fast sämtlich aus den Wohnstätten der Yunca- und Chimustämme, die nicht wie die Inkas zum Sprachstamm der Aetschuas gehörten, sondern in ganz anderes Idiom sprachen. Zum größten Teil waren sie zur

Zeit der Ankunft Pizarros im Jahre 1532 noch kein Jahrhundert unter der Herrschaft der Inkas. Erst Huayna Capac (sprich: Whai-na Kapach), der vorletzte Inkaherrscher, hatte sie unterworfen.

Betritt man den Lichthof, so findet man gleich in der Mitte, in den Schränken 1—3, allerlei Geräte und Schmucksachen, meist aus der Gegend von Lima und den südlichen Küstengebieten — darunter Goldpokale, goldene und silberne Figuren, silberne Becher, Masken und Frauenschmud: Armringe, Perlketten, Armverzierungen, Haargangen. Auch die Töchter der Puntas mochten sich gerne putzen und gesielen sich besser, wenn auf ihrem bräunlichrotem Teint goldene Zieraten prangten.

In der linken Hälfte des Lichthofes, in den Schränken 4—12, sind Erzeugnisse der altperuanischen Töpfereikunst zur Ausstellung gelangt, die deutlich die Stilverschiedenheiten zwischen den nördlichen und südlichen Küstengebieten wieder spiegeln. Die Tongefäße aus Chimbote (Schrant 4—6) haben teils die Form menschlicher Figuren, teils sind sie rundbauchig, mit Vogenhantel versehen und mit geometrischen Mustern und Figuren, vornehmlich mit Darstellungen aus der Tierwelt oder mit Kriegsszenen, bemalt. So zeigt beispielsweise eines der Gefäße in Schrant 5 mehrere Krieger im Waffenschmud, von denen einer einen Gefangenen vor sich her treibt. Auch mit Reliefdarstellungen sind einige größere Gefäße geschmückt, z. B. mit Szenen aus dem häuslichen Leben der Indianer. Soweit die Gefäße mit Menschenöpfen geziert sind, zeigen diese deutlich den indianischen Typus. Oft scheinen sogar die „Tontünstler“ der Chimus sich bemüht zu haben, bestimmte Personen nachzubilden, denn wir finden unter den Porträtöpfen verschiedene, die kleine körperliche Gebrechen aufweisen. Eine der Figuren im Schrant 4 stellt z. B. einen Chimu dar, der auf dem linken Auge blind ist.

Andere Züge zeigen die schwarzen und roten Tongefäße aus Trujillo, dem Hauptsitz der alten Chimu-Kultur. Die blanken schwarzen Gefäße, die in dem unteren Teil dieser Schränke stehen, gehören meist einer Entwicklungsstufe an, die längst überholt war, als die spanischen Eroberer in das Inkareich eindringen. Die roten Gefäße mit Reliefdarstellungen stammen hingegen aus der letzten Zeit der vorspanischen Kulturperiode. Interessant sind die Darstellungen menschlicher Figuren mit Tierattributen oder Tieremblemen. Wahrscheinlich deuten diese Attribute auf die Totemzugehörigkeit der betreffenden Personen hin. Wie die nordamerikanischen waren auch die peruanischen Stämme, sowohl der Küste als des Hochlandes, in Geschlechtsgenossenschaften geteilt, die sich vielfach nach Tieren benannten und sich von mythischen, oft in Tiergestalt verehrten Stammvätern ableiteten. Gewöhnlich bestand ein Stamm aus mehreren den griechischen Phratrien ähnlichen Hauptgeschlechtern, die wieder in verschiedene Geschlechtsgenossenschaften oder Hundtschaften, und diese wieder in Sippen oder Zehntschaften geteilt waren. Den Namen Hundert- und Zehntschaften führten diese Abteilungen deshalb, weil sie in Kriegzeiten hundert, resp. zehn Krieger ins Feld stellen konnten.

WeSENTLICH verschieden von den Trujillo-Gefäßen sind jene aus Recuay und dem nördlich von Lima an der Küste gelegenen Chanca. Auf den Recuay-Vasen sind vielfach ganze Szenen durch kleine Tonstatuetten zur Darstellung gebracht, während die Chanca-Krüge meist weiß und braun bemalt sind und die Form menschlicher Figuren haben, deren Gesichter in der Art, wie es bei den Chanca üblich war, tätowiert sind.

Dahinter, an der Stellwand 15, sind mehrere geschnitzte Holzgeräte befestigt: Webestäbe (zur Befestigung der Kette bei der Weberei), Webemesser, Raffelstäbe, Keulen mit Morgensternen aus Kupfer und Stein. Die prächtigsten dieser Schnitzereien stammen aus den Gräbern von Trujillo. Sie wetteifern in ihrer Ausführung mit den feinen Holzschnitzereien aus Pachacamac, die an der hinteren Rückwand in der Mitte des Lichthofes ausgestellt sind (Stellwand 40—42). Besonders sind die schönen Bruntrüber prächtige Erzeugnisse der Holzschnitzerei, die im alten Peru nicht etwa handwerksmäßig betrieben, sondern von fast jedermann geübt wurde. Der Schnitzer jener prächtigen Stüde hat vielleicht neben der Schnitzerei selbst sein „Balsa“ (Winsen-Floßboot) gelenkt, seinen Ader bebaut und seine Werkzeuge hergestellt.

Der Hauptwert der Sammlung liegt jedoch in der großen Zahl prächtiger Gewebe und Federmosaiken, mit teilweise wunderbar fein abgestimmten, leuchtenden und doch nicht grell wirkenden Farbenzusammenstellungen. Die meisten sind aus feiner Vicuña-Wolle gewebt. Größtenteils liegt die Musterung im Gewebe, das heißt, das Ornament ist in den Stoff eingewebt; doch haben vielfach Stickerei und Malerei der Wirkung nachgeholfen. Außerordentlich mannigfaltig sind die verwandten Motive: geometrische Flächenfüllungen wechseln mit figürlichen Darstellungen, meist in bizarrer Stilisierung, ab. Oft finden sich mehrere Motive in demselben Gewebestück vereinigt. Pflanzenornamente sind dagegen sehr selten. Die Webetechnik hat danach im alten Peru auf einer beträchtlichen Höhe gestanden, und doch waren die Apparate, mit denen diese Leistungen vollbracht wurden, außerordentlich einfach, wie die ausgestellten Webegeräte in den Schränken 34 und 35 beweisen, an denen sich die Art der Gewebeherstellung deutlich erkennen läßt. Und wie es kein besonderes Holzschnitzers-, Bildhauers- und Töpfereigewerbe im alten Peru gab, so auch keine gewerbsmäßig betriebene Weberei. Das Weben gehörte zum Arbeitsreffer der Frauen. Allerdings wurde an schönen Stücken oft mehrere Jahre gearbeitet, und meist wurden sie auch nicht in ärmeren Haushalten hergestellt, sondern in den Familien vermögender Stämme- und

Geschlechtshäuptlinge, die mehrere Frauen hatten, so daß diejenigen, die sich zur Verfertigung solcher Arbeiten am besten eigneten, die nötige Nütze fanden.

Fast noch bewundernswerter sind die schönen Federmosaikeien und vor allem die Federmosaiken, die derart hergestellt wurden, daß nach vorher aufgezeichneten Mustern aus Holz oder Felle zugeschnittene bunte Papageienfederstücke aufgelegt wurden, und zwar in solcher Reihenfolge und Abwechslung, daß bestimmte Ornamente entstanden. Einzelne Stücke zeigen eine Farbenwirkung, wie sie durch keine Malerei zu erreichen ist.

Außerdem sind in einigen Schränken noch verschiedene Mumien und kleinere Grabbeigaben aus Pachamacac (Nr. 33, 35, 38) und aus Jca (54, 57 und 58) ausgestellt: kleine geflochtene Körbchen, geschnitzte Figuren, Holzbecher, Farben, Spindeln, Halsketten, Nadeln, Bronze-Meißel und -Äxte, Steinmörser, Beutel, Sandalen, Kämme, Blüten, Vögel, Ohrplättchen, Armbänder, Stirnbänder usw. In den Schränken 35 und 57 befinden sich auch einige „Quipus“ (Schriftschnüre), die den Altperuanern als Ersatz für die Schrift dienten. Während die Indianer Zentralamerikas bereits für ihren Bedarf eine Art Bilderschrift erfunden hatten, war den Altperuanern die Verständigung durch Schriftzeichen unbekannt. Sie halfen sich durch Schriftschnüre: lange Schnüre, von denen fransenartig kleinere Schnüre in verschiedenen Farben herabhingen. Jede Farbe hatte ihre besondere Bedeutung. In diese Schnüre wurden verschiedenartige, große und kleine, Knoten geschlagen, von denen jeder ebenfalls seine eigene Bedeutung hatte. Dadurch war es möglich, bestimmte Gedankenbilder, bestimmte Vorstellungen auszudrücken und dem Entfernten zu übermitteln.

Vielleicht versteht sich die Leitung des Museums für Völkerkunde dazu, häufiger solche Spezialausstellungen, die gleichermaßen dem künstlerischen und kunstgewerblichen wie dem ethnologischen Interesse dienen, zu arrangieren. Die reichen Sammlungen des Museums enthalten so viel Vorzügliches, das in seinen engen, übermäßig vollgepflanzten Räumen gar nicht zur Geltung kommt und wenig Beachtung findet. Wenn die Direktion von Zeit zu Zeit einen Teil dieser Schätze, nach geographischen Gesichtspunkten und kulturellen Entwicklungsstufen geordnet, in hellen, großen Räumen ausstellen und zu diesen Spezialausstellungen leichtverständliche und billige Kataloge herausgeben wollte, würde sie sich allgemeinen Dank verdienen.

H. C.

Zur ästhetischen Würdigung der altperuanischen Kunst schreibt unser Kunstreferent:

Fünf spezielle Gebiete sind es, auf denen wir die kunstgewerbliche Tätigkeit dieses alten Kulturvolkes bewundern müssen: die Metallarbeiten, die Goldschmiedereien, die Arbeiten in Ton, die Stoffe, die Federmosaiken. Die Metallarbeiten zeichnen sich durch die breite, flächige Behandlung aus. Dadurch tritt die Schönheit des Materials (Gold und Silber) gehäuft in den Vordergrund, das so am besten wirkt. Nur zuweilen ist leicht ein Muster in das Metall gehämmert. Die Glätte, das matte Leuchten der Flächen unterstülzt die Feinheit des Eindrucks. Wo eine besondere Form geprägt wird, wie in den Bechern, die menschliche Köpfe nachahmen, ist durch groteske Vereinfachung ein besonderer Stil erreicht. Bei den Tongefäßen überrascht die primitive Kraft. Die Form, die oft menschliche Figuren nachahmt, ist rundenbändig, mit Bogenhaken und erscheint uns fremd. Die Darstellung ist oft reich, bewahrt aber meist einen stilisierten Flächencharakter in den Figuren, so daß ein solches, vielgestaltiges Muster oft dekorativ-ornamental wirkt. Eigenartig sind im Gegensatz zu diesen hellroten Gefäßen die Erzeugnisse aus Trujillo, die schwarz gehalten sind und oft mit einer eigentümlichen Weißvorzeichnung versehen sind, die bei Hineingießen von Wasser funktioniert.

Die Goldschmiedereien fügen sich meist sehr fein dem Gebrauchsstück an. Bebestände, Ruder haben am Kopfende eine reiche Verzierung, die den Griff in eine Fülle reizvoller Schmuckmotive auflöst; durchbrochene, getreuzte und vertiefte, geometrische Muster. Aber auch figürliche Darstellungen, Menschen, Vögel, finden sich und oft hebt die farbige Bemalung, die zum Teil erhalten ist, noch den Eindruck.

Am höchsten stehen die Stoffe und die Federmosaikarbeiten, denen sich die Flechtarbeiten anreihen. Die Stoffe zeichnen sich durch tiefe Farblichkeit aus. Meist ist als Grund ein dunkles Orange bevorzugt. Aber auch ganz helle Stücke finden sich. Alle diese Arbeiten haben eine Feinheit in der Farbe und im Ornament, die uns zuweilen ganz modern annutet. Stoffe von einer Schönheit, die uns erst zeigen, wie sehr wir in dieser Beziehung Barbaren geworden sind. Wie diese uns unbekanntem Künstler eine Fülle von Ornamenten in die Fläche einordnen, das ist vorbildlich. Im Geometrischen wie im Figürlichen, im Impressionistischen wie im Stilisierten sind diese Künstler gleichermaßen Meister. Auf einigen Stücken erreichen sie durch äußerst sparsame Verwendung (auf dunklem Grund des Gewebstoffes schmale, farbige Ranten) die reizvollsten Effekte. Und der große Sobelin, der in derselben Art auf mattbraunem Grunde in regelmäßiger Folge hellere Vierecke eingewebt zeigt, auf denen dekorative Vögel zu sehen sind, eröffnet ganz neue Möglichkeiten.

Am eigenkünstlichsten nutzen uns jedoch die Federmosaiken an. Für das heiße Klima der gegebenen Schwund. Das Material ist durch die heimische Vogelwelt gegeben. Die allabendliche Sonne zieht

die Farben nicht aus. Mit diesen kleinen Federn, die so dicht aneinandergesetzt sind, daß man glaubt, einen festen Stoff zu sehen, sind wahre Wunder an Schönheit und Glanz geschaffen. Ganz impressionistische Effekte, die aber zugleich dekorativ wirken, da meist auf prächtiger, gleichfarbiger Fläche nur ganz sparsam ein Ornament eingefügt ist. Tiefblau, hellgelb, dunkelgrün, lattrot, das sind die Farben, die zu ganz einzigartigen Gebilden zusammengebracht sind. Auf einigen Säcken sind diese Federn zu besonderem Zwecke verwendet. Ein langer Griff, mit dunkelbrauner Wolle umwickelt, trägt ein breites Büschel orangefarbener Federn. Ein anderer Säcker zeigt einen schöngeflogenen Korbstiel, an dem matte, blaugrüne Federn sitzen. Die eigene Schönheit dieser Technik kommt hier besonders eindrucksvoll zur Geltung.

Diese Sammlung ist zum ersten Male ausgestellt. Erfreulicherweise sieht man jetzt mehr das Künstlerische in diesen Dingen. Unser eigenes, heimisches, sich mehr und mehr entwickelndes Kunstgewerbe hat uns den Geschmack daran gegeben. Keine hohe Kunst, alles praktische Gegenstände. Und das Kunstgewerbe wird künftighin den größten Gewinn aus der Betrachtung dieser fremden Schöpfungen ziehen können.

Kleines feuilleton.

Von der türkischen Zensur. Lustige Geschichten und Streiche von der türkischen Zensur erzählt Herr de Persignac in der französischen Zeitschrift „La Revue“. Schon an der Grenze droht dem Fremdling eine fürchterliche strenge Musterung der Zollbehörden. Wenn man nicht I. Klasse fährt, wird man viele Stunden lang in dem Bureau aufgehalten, und selbst den Reisenden I. Klasse, der den Besuch des Zollbeamten in seinem Coupé empfängt, kann nichts vor der nachdrücklichsten Revision schlingen. Der Graf hatte bereits die peinliche Prozedur überstanden, als der Blick des Zollbeamten auf einem biden Buche haften blieb, einem Handlexikon, der einzigen Lektüre Persignacs. Der Türke ergriff sogleich den biden Wälzer, blätterte ihn mit großer Geschwindigkeit bis zu dem Buchstaben Z durch, verweilte hier einen Augenblick und klappte dann das Buch zu. Darauf zog er mit triumphierender Miene ab, indem er ein paar Blätter in der Hand zusammenküllte. Als der Graf nachsah, waren die von der Türkei handelnden Seiten herausgerissen. Einem Deutschen wurde ein in eine deutsche Zeitung gewideltes Fuhn, das er als Probiant mit sich führte, konfisziert, weil keine deutschen Zeitungen nach der Türkei eingeführt werden dürfen. Aber auch jenseits der Grenze fühlt sich der Fremde beständig in die Neze der Zensur und Beaufsichtigung verstrickt. Sie folgt ihm überall hin, selbst ins Bad und in das Schlafzimmer, denn in der Türkei ist der Zensor der einzige Herr, und jedes Ding ist ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Alle Befehle gehen von dem „Mearif Nezareti“, dem Minister des öffentlichen Unterrichts aus, der also etwa dem preussischen Kultusminister entspricht. Dabei sind die Zensoren von der größten Unbildung und der entsetzlichsten Langsamkeit. „Walschisch“, das ist das Zauberwort, das allein die Wege der Zensur verkürzt. Aber häufig hilft auch der Walschisch nicht, und dann ist das einzige Mittel ein Freund im Ministerium. Dann ist es möglich, daß man ein Manuskript, dessen Zensurierung sonst sechs Monate erfordert, in drei Monaten erhält; aber wie oft kommt es auch vor, daß Ferien sind, daß Manuskripte und Bücher verlegt werden und daß man sehr, sehr lange warten muß. Jedoch noch länger warten muß der, der auf den tühnen Einsatz läme, in der Türkei eine Zeitung zu gründen. Er bedarf dazu eines kaiserlichen Ferman. Hat er sehr einflußreiche Leute bei Hofe zu Freunden, etwa einen Oberkammerer oder einen Leibbeamten, dann dauert's nur drei Monate, aber sonst? Es gibt Optimisten, die ein ganzes Leben lang auf einen solchen Ferman warten. Eine Anzahl Armenier, die im Jahre 1886 ein Blatt „Der Abend“ gründen wollten, haben 20 Jahre lang darauf gewartet und warten noch heute darauf.

Der Zeitungsgründer bedarf aber außer des Ferman's noch zahlloser anderer Privilegien, die er erst nach Jahren erlangt. Verboten ist ihm, sich überhaupt in anderer als lobender Weise mit der geheiligten Person des Radischah zu beschäftigen; tausend Förmlichkeiten hat er einzuhalten. Ein Blatt, das statt „seiner Majestät, der Kaiser von Deutschland“ abgekürzt schrieb „der Kaiser“, erhielt einen sehr strengen Verweis. Ein anderes Blatt, das um die Erlaubnis gebeten hatte, einen Berichterstatter während des letzten griechisch-türkischen Krieges beim Heere zu haben, erhielt folgende Antwort: „Ja, aber um nur die Siege der kaiserlichen Armeen zu telegraphieren.“

Medizinisches.

Die Krämpfe der kleinen Kinder. Nichts fürchten die Mütter bei ihren kleinen mehr als die Krämpfe, nicht einmal so sehr wegen ihrer Gefährlichkeit als wegen des schrecklichen Anblicks, den ihre Lieblinge in diesem Zustande bieten. Ein kleines Wesen, das vorher noch gesund und munter war, höchstens etwas „getrauert“ hatte, wird plötzlich von Krämpfen befallen: die Augen sind starr nach oben gerichtet, nur das Weisze ist sichtbar, die Hände ballen sich, Arme und Beine verkrampfen sich und schlagen hin und her, der ganze Körper krümmt sich und wirft sich in die Höhe, der Unterkiefer hebt auf und ab und Schaum tritt vor den Mund.

Dieser Zustand hält einige Zeit an, um dann einer völligen Erschlaffung des Körpers zu weichen. Häufig aber wiederholen sich die Anfälle in kurzen Abständen, und nicht selten kommt das Kind aus dem Krämpfen nicht mehr heraus; eine Herzlähmung macht dann dem jungen Leben ein Ende. Diese Krampfanfälle beruhen wie alle Krämpfe auf mehr oder weniger schnell aufeinanderfolgenden Zusammenziehungen, also Zudungen der Muskeln. Die Zusammenziehungen können auch dauernd sein, wodurch der Körper und seine Glieder steif und starr werden; man spricht dann von einem Starrkrampf. Sie sind eine häufige Erscheinung im Kindesalter, besonders im ersten Lebensjahre. Wie kommt das?

Wohl jeder hat schon einmal eine Influenza oder eine Lungenentzündung oder auch eine andere fieberhafte Erkrankung durchgemacht. Er wird sich erinnern, daß sie mit einem Frieren oder Frösteln oder gar mit einem wirklichen Schüttelfrost einsetzte. Bei allen fieberhaften Erkrankungen geht die Körperwärme, die beim Gesunden etwa 37 Grad beträgt, in die Höhe; mit dem Steigen und Sinken der Körpertemperatur steigt und fällt auch die Krankheit. Bricht nun eine solche Krankheit aus, so beginnt die Körperwärme zu steigen. Das Steigen der eigenen Wärme empfinden wir selbst aber nicht als Wärme, sondern als Kälte, und so setzen alle fieberhaften Erkrankungen mit einem Frieren und Schauern ein. Dies Gefühl wird hervorgerufen durch schnell aufeinander folgende Zusammenziehungen aller unserer Muskeln. Die Muskeln zeigen nämlich beim Steigen der Körperwärme das Bestreben, sich zusammenzuziehen, während der Körper selbst und auch unser eigener Wille diesem Bestreben einen gewissen Widerstand entgegensetzen. So kommt es beim Steigen der Körperwärme nur zu rasch aufeinander folgenden kurzen Zusammenziehungen, zu Zudungen unserer Muskeln, die dann von dem Beobachter als Zittern, Schütteln, Klappern und „Schnattern“ des Kranken wahrgenommen werden. Würde unser Körper diesem Bestreben der Muskeln, sich zusammenzuziehen, keinen Widerstand entgegensetzen, so zögen sich alle Muskeln dauernd zusammen und unser Körper würde in Starre versetzt. Je schneller die Körpertemperatur steigt, je plötzlicher die Krankheit ausbricht, desto ausgeprägter sind diese Erscheinungen, desto mehr setzen sie mit einem Schüttelfrost ein; das ist z. B. fast immer der Fall bei einer Augenentzündung.

Der Körper des kleinen Kindes ist nun viel zarter und weicher und damit auch empfindlicher als der des Erwachsenen. Alle normalen Erscheinungen und auch alle Krankheits Symptome treten viel ausgeprägter und heftiger auf. Besonders ist das Fieber hier im allgemeinen höher und die Körperwärme steigt beim Ausbruch einer Krankheit viel schneller. Wird nun ein kleines Kind von einer fieberhaften Krankheit befallen, so treten die Zusammenziehungen der Muskeln gleich ziemlich heftig auf; die Zudungen sind energischer oder die Muskeln ziehen sich gar längere Zeit dauernd zusammen. Aus dem Frösteln und Schütteln werden Krämpfe. So werden die fieberhaften Erkrankungen bei den Kindern häufig durch Krämpfe statt durch einen Schüttelfrost eingeleitet, eine Tatsache, die durch die ärztliche Erfahrung in reichem Maße bestätigt wird. Lungenentzündung, Masern, Scharlach u. a. beginnen erfahrungsgemäß bei den Kindern oft mit Krampfanfällen.

Natürlich können noch aus anderen Ursachen bei den Kindern Krämpfe auftreten; aber in den meisten Fällen sind sie nichts weiter als ein starker Schüttelfrost. Je älter und je fester der Körper des kleinen Kindes wird, desto seltener treten solche Krämpfe auf; an ihre Stelle tritt bei Beginn einer Krankheit mehr das Erbrechen. Den Krämpfen stehen die Mütter meist ratlos und hilflos gegenüber, zumal die Anschauung allgemein verbreitet ist, daß man ein in Krämpfen liegendes Kind nicht anfassen dürfe. Diese Meinung hat auch ihre Berechtigung; denn unsere Hände sind stets kälter als der kindliche Körper und bewirken bei einer Berührung natürlich ein Erschauern, d. h. die Krämpfe werden heftiger oder kehren, falls sie aufgehört hatten, leicht wieder. Ist man sich über das Wesen der Krämpfe bei den Kindern klar, so ergibt sich von selbst, was zu tun ist. Der Erwachsene sucht bei einem Schüttelfrost die Wärme, meistens gleich das Bett auf und deckt sich gut zu; alsbald hört das Schütteln auf. Ähnlich ist bei einem von Krämpfen befallenen Kinde zu verfahren. Man schlage es in warme wollene Tücher ein und bede es zu, die Krämpfe werden dann bald aufhören und kein Unheil anrichten.

Dr. Emil König.

Notizen.

— Im Lorhing-Theater wird Freitag, den 12. April zum Besten der Pensionsanstalt der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger zum ersten Male Beethovens „Fidelio“ gegeben.

— Der Komödientheater des dramatischen Instituts wird, nach dem die Zensurbehörde das Werk zur öffentlichen Aufführung freigegeben hat, am nächsten Sonntag mittags 12 Uhr mit der „Mandragola“ des Machiavelli im Theater des Besten eröffnet.

— Ferdinand Wonn's selbstgesetztes Denkmal. Der deutsche Idealist Wonn, der Verfasser der „Andalofia“, eines

der unfreiwillig lustigsten Stücke, der von kaiserlicher Guld umsonnte Defektivdramatiker, der vom Zensurverbot ereilte Kitterer hohenzollerischer und bayerischer Hoffstoffe, will sich nächstens mit einer Berliner Zeitung vor dem Richter duellieren. Weil man sein edelsten Motiven entsprungenes Dichten so arg verleumdet hat. Inzwischen aber hat er wieder einmal eine Ansprache an das deutsche Volk gerichtet, die in der „Tägl. Rundschau“ erscheint. Also spricht der schmählich Verkannte, der sich selber Vorbeeren — nein, teutsche Fichtkränze und Denkmalsehren auf Vorfuß besorgt, da die undankbare Mittwelt es leider unterläßt:

„Ueber die groben Verleumdungen und Anfälle sollen die Juristen richten, über die gefährlicheren Motive zwischen den Zeilen urteile du — deutsches Volk! Ich bin angeklagt, ein gröbentwahnfinniger Dilettant, ein idiotischer, bössartiger Dramenschmierer zu sein. — Das ist möglich, aber halte es fest deutsches Volk: es wird eine Zeit kommen, wo dies keiner gesagt haben will. Halte die drei Namen fest: Andalofia, Friedrich, Ludwig. Diese Stücke sind drei Söhne eines deutschen Vaters, die meuchlings erschlagen wurden. Ich bin ja ein Idiot, drum darf ich sagen: Jedem einzelnen von diesen Dreien gebührt der grüne Fichtkranz des Schiller-Preises, aber ich sage mit Andalofia:

„Und kein Genie im deutschen Land,
Das man nicht Charlatan genannt,
Und ward es endlich tot geheht,
Hat man sein Wort ihm nachgeschwätzt
Und dann ein Denkmal ihm gesetzt!“

Wie wär's mit einem Denkmallomitee, in dem das ganze deutsche Volk vertreten wäre? Entwurf, Festspiel, Ansprache würde Wonn selber liefern. Wer anders würde auch Wonn's Verdienste um die deutsche Literatur zu würdigen wissen — als Wonn selber! Veshaupten doch boshafte Gegner sogar, Wonn's unsterblicher „Ludwig II.“ wäre dem gleichnamigen Drama des verstorbenen Theateragenten Crelinger merkwürdig nach — empfunden.

— Auch ein Kulturbild. Von Leo Taxil, des lustigen Ireführers der Teufelsgläubigen, Lun und Treiben gibt die Wiener „N. Fr. Pr.“ eine amüsante Schilderung:

Leo Taxil konnte kaum soviel Unsinn erfinden, als seine Leser verschlingen. Er trieb es so toll, als hätte er eine Wette geschlossen, den Abgrund menschlicher Dummheit mit dem Senfblei des Wiges auszuloten. Er teilt die Weichte der Befehlerten Diana Vaughan, einer früheren Satanspriesterin und Affilierten der Logen“ mit. Diana erzählt, daß der Teufel Vitru in einer Freimaurerversammlung erschienen sei, daß er Klavier gespielt und ein Schriftstück unterzeichnet habe. Zu Nuß und Frommen seiner Leserschaft veröffentlicht Leo Taxil eine autographische Reproduktion der Teufelsunterschrift. Man betet in den Kirchen für Diana Vaughan. Kardinal Parocchi telegraphiert an Taxil einen Spezialsegen des Papstes für Diana. Leo Taxil läßt von einigen Auserwählten eine seltsame Reliquie bewundern: des Teufels Vitru haarigen Schweif. Taxil hat ihn eigenhändig abge schnitten — nicht dem Teufel, aber einem Bettvorleger. Man glaubt ihm noch immer. Aber man möchte Diana sehen. Was wäre für Taxil leichter gewesen, als diesen Wunsch zu befriedigen? Aber Taxil war selber des Schwindels müde. Er amüsierte sich bei dem Gedanken, was für ein Gesicht seine Gläubigen machen würden, wenn er ihnen sagte: „Ihr seid mir aufgeessen“. Am Ostermontag des Jahres 1897 berief er zu Paris eine Versammlung in den Saal der Geographischen Gesellschaft am Boulevard Saint-Germain. Diana sollte in dieser Gesellschaft erscheinen und das Wort ergreifen. Der Saal war drückend voll von der Elite gläubiger Anhänger. Leo Taxil hatte eine kleine Vorsichtsmahregel ergriffen: Stöße und Schirme mußten in der Garderobe abgegeben werden. Und Taxil sprach — zum letztenmal: „Meine Herren, ich bin stets und sogar in meiner Jugend ein großer „Jumiste“ gewesen und ich bin stolz darauf. Diana Vaughan hat niemals existiert. Diana Vaughan bin ich selber. Seit zwölf Jahren forpfe ich Kirche und Akerisei. Und hiemit: Guten Abend! Ich kehre zum Freidenkertum zurück.“ Ein Wutstrei antwortete dem Redner.

— Sonnenflecken und Erdbeben. Der Beginn einer neuen Periode von Unruhen im Erdinnern wird von Professor Milne auf seiner Station auf der Insel Wight und von Professor Belar auf seiner Station auf der Insel Bight und von Professor Belar in Baißach beobachtet. Wie der letztere an die „Daily Mail“, die einen besonderen Nachrichtendienst von Erdbebenwarten der ganzen Welt eingerichtet hat, telegraphierte, hat sein Seismometer am Sonntag zwei verschiedene Erdbebenstöße registriert. Die erste Aufzeichnung begam um 3 Uhr 20 Minuten nachmittags und dauerte 2 Stunden 20 Minuten. Die größte Abweichung betrug zehn Millimeter. Die Entfernung des Erdbebenzentrums schätz Belar auf 4380 englische Meilen. Bisher wurden auf der Station im Jahre 1907 26 Erdbeben registriert, zwei mehr als in den ersten drei Monaten 1906; aber die Intensität war bedeutend geringer. „Wenn die Störungen des Gleichgewichts an der Erdoberfläche“, schreibt Belar, „schließlich einen sich gleichbleibenden Durchschnitt erreichen, müssen wir die jetzt bevorstehenden mit einiger Besorgnis erwarten. Während der letzten drei Tage hat die allgemeine Unruhe der Erde ständig zugenommen. Das Auftreten großer Sonnenflecken in diesem Augenblick ist dabei sehr bemerkenswert.“